

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 187.

Freitag, 13. August.

1915.

(29. Fortsetzung.)

## Frau Adas Töchter.

Roman von Emma Hanshofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

„Geh, Felicitas. So lang bin ich doch nicht weg gewesen, daß du tust, als wäre ich ein Fremder! Als wir damals auseinandergingen, meinte ich freilich nicht, daß es so lange dauern würde, bis wir uns wieder sehen!“

„Schweigen Sie!“ stieß sie mit zuckenden Lippen hervor. „Es gibt auf der Welt keinen Menschen, den ich so aus ganzer Seele hasse wie Sie!“

Oly, die eben eintrat, sah verwirrt, wie die Schwester ganz außer sich an ihr vorüberstürzte und Sollinger, tief gekränkt, sich entfernen wollte. Er fand noch die nötige Selbstbeherrschung, um einige Worte der Teilnahme zu stammeln und um Entschuldigung zu bitten, daß er gestört habe.

Erst auf der Straße gewann er sein Selbstbewußtsein wieder. Er schüttelte den Kopf über die unkluge junge Frau, die in diesem Augenblick ihr Glück mit Füßen getreten hatte.

In der letzten Zeit hatte er zuweilen daran gedacht, sich eine Häuslichkeit zu gründen. Wer weiß? Wenn sie verstanden hätte, sein einstiges Wohlgefallen an ihr wieder neu zu beleben, ob sie ihn nicht dahin gebracht hätte, sie zu heiraten?

Nun war es freilich zu Ende zwischen ihnen! Mein Gott! Der Franzel Sollinger, der so viel geliebt wurde, hatte ja die Wahl unter den Weibern! — — —

Am selben Tage noch hatte sich Felicitas in dem Kinderasyl gemeldet und gebeten, auch die ernste Tracht der Pflegerin tragen zu dürfen. Sie wollte sich durch ihren Anzug scheiden von der Welt der Fröhlichen, ihre Reue, ihr Schuldgefühl verlangten nach einem vollen Opfer.

So geschah's, daß im Oktober in dem ehemals so lebhaft bewegten Heim Oly ganz allein in großer Stille zurückblieb. Dr. Robertus war zu einer Ärzteversammlung nach Berlin gereist, Felicitas brachte ihr Leben im Kinderasyl zu. Bruno hatte den Vater begleitet, er wollte in der Reichshauptstadt an einem Spital als Assistent eintreten.

Es war ein trüber Tag. Ein herbstlicher Nordwind und die erste empfindliche Kälte weckten ein Grauen vor dem kommenden Winter. Ruhelos, mit heißen Wünschen im Herzen schaute Oly auf die fallenden Blätter, die der Sturm jagte.

Sie hatte sich in ihrer Einsamkeit bemüht, ihre Gedanken ganz in die Arbeit zu versenken, aber oft überkam sie doch eine gefährliche Stimmung, in der sie ihren eigenen Roman weiterträumte, tolle Pläne entwarf und sich mit glühenden Farben eine Liebeszene ausmalte, — nicht die Heldin ihres Romans, sondern in der sie mit heißem Herzklopfen der Sehnsucht selbst küßte und die Arme um einen Mannernacken schlang und zärtliche Worte in ein Ohr raunte.

Als an diesem Nachmittag Dr. Dornberg seine Karte hereinschickte, wußte sie, daß nun ihr Schicksal sich entschied! Nun mußte sie einmal in seinem Herzen lesen! — Und wenn kein Funke mehr ihr entgegenschlüge, dann

sollte auch diese zu spät erwachte Leidenschaft ein Ende finden, dann wollte sie fertig werden mit sich und endlich Schluß machen mit der Vergangenheit.

Einen Blick warf sie in den Spiegel. Ein von Erregung durchglühtes Gesicht schaute ihr entgegen mit heißen Augen. Das schwarze Samtkleid, das den schlanken Hals freiließ, stand ihr gut.

Wenn nicht eine andere ihn in festen Banden hielt, so wollte, so mußte sie sich ihn zurückgewinnen! Sie wollte!

So heftig auch ihr Herz pochte, es gelang ihr doch, ihren gewohnten, kühlen Ton anzuschlagen, ihn mit dem trohigen Lächeln zu begrüßen, das so gut ihre stürmische Freude über sein Kommen verbarg.

„Grüß Gott, Herr Doktor! Sind Sie wieder nur im Flug hier? Mit der Uhr in der Hand, damit Sie den nächsten Zug nicht versäumen? Wieder in der gewöhnlichen Gehjagd?“

„Nein, gnädiges Fräulein! Denken Sie, ich bin im Begriff, eine Bergnütungsreise anzutreten! Möglicherweise habe ich doch gemerkt, daß ich nervös wurde, daß ich mir zu viel zugemutet, und da habe ich mir als Arzt eine Fahrt an die Riviera verordnet!“

„Wie angenehm! Aber es ist nett von Ihnen, daß Sie hier nicht durchgerast sind. Nun leisten Sie mir doch Gesellschaft beim Tee? Ich habe mich eben sehr nach einem Menschen gesehnt! Man verlernt allmählich das Reden, wenn man wochenlang allein seine Mahlzeiten einnimmt!“

„So wildkühn leben Sie?“ fragte er lachend.

„Ja, nicht wahr? Sehr verändert gegen früher! Aber ich wollte doch auch arbeiten!“

Er sah sie wieder so forschend an, als wollte er bis in die tiefsten Winkel ihrer Seele dringen mit seinem scharfen Blick.

„So vieles habe ich vorgeesehen, gnädiges Fräulein, aber daß Sie einmal dem Ehrgeiz verfallen würden, das stand nicht in meiner Berechnung! Das ist der fremde Einschlag, das Unberechenbare, mit dem uns die Natur und das Schicksal immer wieder überraschen, wenn wir noch so klug zu sein glauben! Also auch in den Krallen der modernen Vier nach Erfolg? Sie!“

„Warum ich nicht? Warum sollten wir Mädchen nicht auch ringen um ein Ziel, das uns emporhebt über den Durchschnitt, warum sollten wir nicht — in den bescheidenen Stunden, in denen der große Erfolg, so weit, so unerreichbar scheint, — uns wenigstens an dem freuen, was doch Sie alle anspornt und treibt: an der Befriedigung des Geldverdienens? Das müssen Sie doch verstehen, der atemlos, leidenschaftlich, mit allen Kräften und allen Nerven nach dem Reichtum hinarbeitet!“

„Wer hat mich das gelehrt, gnädiges Fräulein? Sie, nur Sie!“ rief er lebhaft. „Sie haben mir gezeigt, daß ein „armer Schlucker“ nicht nach der Krone des Lebens zu greifen hat! Sie haben es mir so lachend beigebracht, daß man nichts begehren darf, wenn man



nichts besitzt, daß man nichts ist, wenn man nichts hat. Ich habe die Lehre genügt! Wer weiß, ob ich sonst so rasch emporgedungen wäre; ob ich sonst das Glück so heiß an mich herangezogen hätte!"

Sie schloß trotz des düsteren Tones, in dem er sprach, eine Befreiung, daß er endlich zum erstenmal, wieder an die alte Zeit rührte!

"Da sind Sie mir ja eigentlich zu Dank verpflichtet, Herr Doktor!" sagte sie mit plötzlichem Übermut.

Eine eigentümliche Auffassung, mein Fräulein. Damals hatte ich nicht die Empfindung. Damals schien es mir, als hätten Sie alles Gute und Wärme und Sonnige in mir vernichtet!"

Das Stubenmädchen kam mit dem Tee, und während sie die Tassen einschenkte und die Brötchen anbot, nahm das Gespräch eine andere, weniger persönliche Wendung.

Es fand sich, daß sie die gleichen Bücher gelesen hatten, die gleichen Autoren liebten. Er brachte es fertig, auch in der Literatur auf dem laufenden zu bleiben, weil er bei seinen Reisen immer einen Band in der Tasche hatte. Sie staunte, wie viel er auf allen Gebieten wußte, welsch regen Anteil er an der Politik, an der Frauenbewegung, an allen Zeitfragen nahm. So reich, so weit und so interessant schien das Leben, das er mit seinem starken Temperament erfaßte, so verständnisvoll trafen ihre Gedanken zusammen.

"Wie entzückend es ist, einmal so mit Ihnen zu plaudern!" rief er, und zog ihre Hand an die Lippen. "Wie lieb können Sie sein, wenn Sie nicht die Stacheln herausfehren!"

"Das tut man doch nur in der ersten grünen Jugend", meinte sie. "Später hat uns das Leben mehr abgeschliffen."

Aber während sie sprach, war eine wilde Angst in ihr, die ihr den Hals einschnürte. Er würde gehen in kurzer Frist! Sie wieder allein lassen! Allein mit ihrer heißen Sehnsucht, die ihm folgte, mit allen Qualen der Eifersucht, die nun wilder als je über sie hereinbrechen mußten, nachdem sie ein paar Stunden lang den Zauber seiner Nähe erfahren!

Mit einem verzweifeltsten Entschluß beugte sie sich vor zu ihm, blickte ihn fest an und sagte zitternd, bis in die Fingerspitzen:

"Wollen Sie mir eine aufrichtige Antwort geben auf eine indiscrete Frage, Doktor?"

Er hörte aus dem Ton ihre leidenschaftliche Erregung.

"Ja. Wenn es sich nicht um fremdes Geheimnis handelt!" erwiderte er gespannt.

"So sagen Sie mir, ob Sie allein oder in Gesellschaft an die Riviera fahren?"

Er lachte. "Aber allein, gewiß! Natürlich allein!"

"Das ist gar nicht so natürlich. Sie könnten doch auch eine schöne Begleitung haben!"

Einen Moment schwieg sie in dem Bewußtsein, daß nun in diesen nächsten Worten ihr Schicksal lag:

"Doktor Dornberg! Ich lehne mich fort aus diesem Grau! Ich lehne mich nach dem Süden. Ich will reisen! — Ich will mit Ihnen reisen! Nehmen Sie mich mit!"

"Oh!" rief er aufspringend, und sie wußte nicht, was es ein heißes Aufjubeln oder banges Erschrecken, was in dem Schrei lag.

"Das klingt wie Bestürzung! Wenn Sie nicht wollen —"

"Oh! Welchem Mann in der Welt würde nicht der Kopf wirbeln, wenn Sie ihm das sagen! Welcher Mann würde nicht selig über solche Begleitung und ich — und ich —"

Es war wieder der leidenschaftliche Mangel, das heiße, wilde Begehren von einst in seinem Blick. Wie Furcht beschlich es sie vor seinem Ausdruck, vor den schwellenden, fordernden Augen.

"Sie sind sehr schön, Oh!" sagte er leise mit ge-  
prossener Stimme, mit einem schweren Aufatmen.

Schluß folgt.

## == Lesefrucht. ==

Ein Volk wird nicht alt, nicht klug, ein Volk bleibt nur kindisch.  
Goethe.

### Deutsch-italienische Kulturgegensätze.

Isolde Kurz, die feinsinnige Dichterin, die einen Teil ihrer Lebensarbeit der Vermittlung zwischen deutscher und italienischer Kultur gewidmet hatte, veröffentlicht im nächsten Heft der Zeitschrift „Das neue Deutschland“, das ganz ausschließlich Italien behandelt, einen Aufsatz über die Gegensätze der deutschen und der italienischen Kultur. Es wirkt ergreifend, wie sie, die verstehende Freundin des italienischen Wesens, die jähe Umwandlung, die die italienische Kultur zurzeit erfährt, in scharfer Herausarbeitung des Eins und des Neht nachweist. Sie unterscheidet im Leben des neuen Italien drei Epochen, die man auf die Namen seiner drei Hauptstädte taufen könnte: Turin, Florenz, Rom. Als der junge Staat seinen Schwerpunkt von dem herberen Norden mit seiner scheinlosen Tüchtigkeit und Tätigkeit von Turin nach Florenz verlegte, da entsagte er dem Geist, der ihn geschaffen hatte und der vielleicht imstande gewesen wäre, auf dem Weg der Selbstzucht das Land zur organischen Entwicklung zu führen. „Es kam die Zeit der liebenswürdigen, lächelnden Strepis, der Entsagung jeder schweren Arbeit gegenüber. Die schöne Italia streckte sich zu langer Siesta unter den Zeugen ihres Ruhms aus. Sie hatte das Ziel, auf das so lange Zeit alle fieberhaften Wünsche gerichtet waren, freilich nicht aus eigener Kraft, erreicht und es schien, als ob ihr nichts weiter zu tun bliebe. Leichtes Genuß des Daseins ohne äußeren Widerstand, Ungläubigkeit allen höheren Idealen gegenüber, das war der Stempel der Zeit. Den Ausländer, der die Aufregungen der Wahlen und der beständigen Ministerwechsel nicht teilte, umfing das italienische Leben wie eine große zeitlose, von keinen geistigen Fragen durchschütterte Stille, ein immerstrahlendes elementares Sein, ähnlich dem großen Sommer-schweigen, wenn es über Feldern und glühenden Meerestade, über Monumenten und Ruinen träumt. Das Leben bewegte sich in dem festen Rahmen schöner ererbter Formen. Ein patriarchalischer Ton beherrschte den Verkehr der Stände untereinander. Die reingesprochene, ebenso natürliche wie vornehme Sprache, die allen gleichmäßig gehörte, und die gute äußere Erziehung überbrückten die schroffen Unterschiede des Besitzes. Gerne nahm man bei einem so liebenswürdigen Volk seine Durchtriebenheit in Handel und Wandel mit in den Kauf, es lag noch der Duft altitalienischer, ich möchte sagen, goldonischer Grazie darüber. Das Künstlerblut des Italieners, sein heiterer Weltverstand mit dem klaren Urteil über Menschen, das harmonische Gleichgewicht, die Unbefangenheit der Natur gegenüber, die lächelnde Einsicht in alles Menschliche, der die italienische Schauspielkunst so viel von ihrem frischesten Reiz verdankt, ein sympathisches Einfühlungsvermögen in das Naturgeschehen, das waren die Eigenschaften, die uns den Italiener wertvoll machten. Vielleicht haben keine anderen Völker, die Griechen ausgenommen, so tiefe Einblicke getan, wie der Italiener in die sinnliche Welt, der Deutsche in die geistige. Die beiden Völker hätten sich gegenseitig viel zu geben gehabt. Aber ihre Charakteranlagen widerstrebten der Vereinigung. . .

Als nun zu Anfang des Jahrhunderts in Italien ein neuer Geist aufkam, eine unerwartete Regsamkeit sich entfaltete, das Land gleichsam aus dem Winterschlaf erwachte, wären die Deutschen mehr wie jeder andere bereit gewesen, die neue Bewegung zu begrüßen; um so schmerzhafter war für sie die Erkenntnis, daß ihre Spitze sich mehr und mehr gegen Deutschland lehnte. Nicht nur der Haß gegen Österreich ist im Land der Vendetta nie völlig erloschen, die Feindseligkeit gegen den Tedesco reicht weiter hinter diese Zeit zurück und hat seit den Tagen der Welfen und Ghibellinen immer dunkel im Unterbewußtsein geruht. „Von dem neuen Deutschland hatte man überhaupt keine deutliche Vorstellung. Es erschien der Allgemeinheit nur wie eine unklar gesehene, dunkel überhängende Masse, die etwas Unheimliches hat. Die reisenden Deutschen waren unbehaglich aus Gründen, die nicht allein den Italienern zur Last fielen. Gegen die Verdienste Deutschlands als Kulturmacht schloßte man sich, indem man sie nicht anerkannte,



ebenfalls hielt man es mit Freundschaftsbetätigungen, die das deutsche Volk dem italienischen im Überschwang erwies; sie wurden im öffentlichen Einverständnis toteschwiegen, während jeder Beweis des Wohlwollens von anderen Völkern mit dankbarer Begeisterung aufgenommen ward. In der Wissenschaft und Technik konnte man zwar das Werk der Deutschen nicht entbehren, aber man erkannte ihm nur die untergeordneten, die Nützlichkeitswerte zu. Selber fühlte man sich als das auserwählte Volk des Genies, das durch eingeborene Intuitionskraft die Ziele, wonach andere Klettern müssen, mühelos erklimmen sollte. Daß man auf jedem Fachgebiet vor überragender deutscher Leistung stand, blieb doch nur Einzelerfahrung, und zumeist eine unangenehme. Der Deutsche zwingt durch sein Vorgehen zur Sachlichkeit, die man nicht liebt, und diese Abneigung überträgt sich auf ihn selber. Alle Schritte zu kultureller Annäherung von deutscher Seite sind stets vergeblich geblieben. Auch der Geist der deutschen Dichtung ist für die Italiener ein Buch mit sieben Siegeln, am unsagbarsten bleibt ihnen das deutsche Lied, das der unmittelbare Ausdruck der deutschen Seele ist und mit dessen mehr ahnen lassender, oft gewollt lüdenhafter Art der in satter Farbenpracht schwebende Italiener nichts anfangen weiß. Gegenüber der lauten Betonung der klassischen Überlieferung bei den Italienern und ihrem Gerede von dem deutschen Barocktum erinnert Hildebrandt daran, wie schwach es gerade auf italienischem Boden um die Pflege des Alten bestellt ist; auf diesem Gebiet sind sie um Jahrhunderte hinter den Deutschen zurückgeblieben. Als nun die schöne alte Kultur im neuen Italien mehr und mehr in Stücke ging, bot sich ein trauriges Bild. Es fehlte die tiefe Sammlung und Vorbereitung, der stille, gläubige und blühende Ernst, der den großen Dingen vorangeht. Phantasie und Ruhmgier liefen schneller als die wirkliche Entwicklung, man nahm die Erfolge, ehe sie reifen konnten, im Wort voraus. Die herrliche Sprache, ein gefährlicher Besitz, gestattete, durch ihre bildhafte Anschaulichkeit verlockende Phantasieereien aus dem Nichts zu schaffen, die dann an der Stelle der nüchternen Tatsache stehen. Das tripolitane Abenteuer gab der italienischen Geistesverfassung den Rest. Das Kolonialunternehmen wurde die größte Kriegstat der neueren Geschichte. Man trat das Erbe des Ewigen Roms an. Alles mußte den Stempel des Majestätischen, des Ungeheuerlichen tragen. Weder für Sedan noch für Tannenberg hat das deutsche Volk einen Siegesjubel angestimmt, wie die Italiener für die Erstürmung irgend eines haufälligen türkischen Forts im Tripolitane. Und jetzt wurde der als Dichter schon tote d'Annunzio, der große Wortmacher und Bilderfinder, der Wortführer Italiens. „Als die „Eiden“ unterging, da hatte selbst der Todfeind England in einer natürlichen Aufwallung des Stolzens für das, was groß und stark ist, Worte des Bewunderns, in Italien wurde hämische Schadenfreude laut; gewiß das untrügliche Zeugnis, daß das Italien d'Annunzios kein Land des Helldunkels ist. Wer die Helldunkelheit des Feindes nicht empfindet, der hat selber kein Helldunkel in den Afern. Im Worte lebt sich das italienische Helldunkel aus. Für die Kriegsschreier von der Gasse war am Tage der Kriegserklärung der Krieg auch beendet. Was jetzt folgt, ist nur ein lästiges militärisches Nachspiel, und gar die Kriegsanleihe eine Drangsalierung durch das alte Karnickel, das governo, der man sich nicht zu unterwerfen braucht.“

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

Der Krieg und das englische Zeitungswesen. Die schwere Schädigung, die der englischen Presse durch den Krieg erwachsen ist, wird in einem Artikel eines englischen Zeitungswissenschaftlers dargestellt, den die „Daily Mail“ veröffentlicht: „Das Publikum ist bei uns der irrigen Ansicht, daß unsere Zeitungen durch den Krieg reich werden. Dies ist aber sofort widerlegt und in das Gegenteil verwandelt, wenn man bedenkt, daß die Zeitungen nicht von dem geringen Verkaufspreis, sondern von den Anzeigen leben. Unsere Zeitungswirtschaft ist eingebettet in einen Prozeß des Niederganges begriffen. In der Provinz sind zahlreiche Zeitungen bereits ganz eingegangen oder werden auf eine wöchentliche Ausgabe beschränkt worden. Die größte englische Zeitung, die „Times“, die vor einem Jahre 20 bis 30 Seiten stark war, ist heute be-

reits auf die Hälfte ihres Umfangs beschränkt worden. Und dabei ist die „Times“ nicht einmal in demselben Maße von den Anzeigen abhängig wie die anderen Zeitungen, da sie eine große Zahl offizieller Anzeigen, die mit Regierung, Rechtsprechung und Finanz in Verbindung sind, sowie noch verschiedene andere Hilfsquellen hat, die den übrigen Zeitungen nicht zur Verfügung stehen. Wenn aber die „Times“ trotz dieser Vorteile ihren Umfang so sehr vermindern muß, wie soll es dann in Zukunft den anderen Blättern ergehen? Diese Frage lastet als schwere Sorge in den Direktionsbüros sowohl der Londoner wie auch der Provinzzeitungen. Dazu kommt, daß nicht nur die Einnahmen der Zeitungen gesunken, sondern die Ausgaben — besonders bei den unternehmenden Blättern — stark in die Höhe gegangen sind. Die Erhaltung kostspieliger Berichterstatter und der ausgedehnte Telegraphendienst sind eine schwere Bürde in einer Zeit, da das Publikum sich kaum entschließen kann, Anzeigen aufzugeben. Die Geschäftsleute, die für die Regierung und die Armeeverwaltung arbeiten, können auf öffentliche Anzeigen verzichten; und die anderen warten von Monat zu Monat ängstlich auf die Weiterentwicklung des Krieges. Auch darf man die Abhängigkeit der Zeitung vom Material nicht unterschätzen. Das Papier, auf dem die englischen Zeitungen gedruckt werden, stammt zum großen Teil aus Schweden. Eine Trübung zwischen England und Schweden würde ein Erlöschen der englischen Presse zur Folge haben. Auch sind die Verhältnisse der Arbeitskräfte und die verringerte Zahl der Arbeitskräfte als große Gefahr zu betrachten. . . . Die meisten englischen Zeitungen und Zeitschriften arbeiten bereits mit Verlust, und es ist sicher, daß die nächsten Wochen in der englischen Zeitungswelt außerordentliche Überraschungen bringen werden. Zahlreiche Zeitungen, die man bisher für unerschütterlich hielt, werden vom Schicksal der Öffentlichkeit verschwinden müssen.“

Wie russische Hölzer in den besetzten Gebieten gebrannt werden. Bei Kriegsausbruch befanden sich auf den russischen Strömen eine große Anzahl von Holztransporten, die den Weichselmarkt bei Thorn nicht mehr erreichen konnten, und die nun zum Teil notdürftig durch Hans- und Drablenteile an den Ufern gesichert wurden. Wie die „Holzwelt“ mitteilt, waren es gegen 200 000 Stück Rundhölzer. Als das Weichselgebiet in unseren Besitz überging, begann man die Holztrassen deutscher und russischer Häuser allmählich weichselwärts in den Hafen von Thorn zu schaffen. Die Vergung der Hölzer aber war mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Auf der Strecke von Biala bis Thorn waren die Hölzer auf der Weichsel unbetrieblenden Holztransporte, die bei Kriegsausbruch von den russischen Hölzern verladen wurden, durch Hochwasser, Stürme und Eistreiben auseinandergerissen worden. Außerdem hatten russische Bauern die an den Ufern angeschwemmten Hölzer weit ins Land auf ihre Besitzungen verschleppt. Unter militärischem Schutze gelang es, die Hölzer dahin zu bringen, daß entwendete Holz selbst wieder zur Weichsel anzufrachten. Die Vergungsarbeiten und der Abtransport der Hölzer kann nur langsam erfolgen und wird wohl noch geraume Zeit in Anspruch nehmen. Besonders erschwert wird jetzt der Transport, der auf Rähnen vor sich gehen muß, durch den niedrigen Wasserstand der Weichsel. Nach beendeter Vergung werden die Hölzer den deutschen Holzinteressenten zugewiesen werden, die ihr Besitzrecht daran nachweisen können.

Kaukasus-Geschichten vom türkischen Kriegsschauplatz. Das erfolgreiche Vordringen der Türken im südlichen Kaukasus, das soeben aus Konstantinopel gemeldet wird, lenkt das Interesse auf diesen bisher weniger beachteten Kriegsschauplatz, um den Geschichte und Sage ein romantisches Gewand gewoben haben, wie es nur wenige Landschaften der Erde ihr eigen nennen können. Am Ararat, in dessen Dampfreise die jüngsten türkischen Siege erfolgten, strandete nach der Überlieferung die Arche Noah; weiter nördlich, nach dem Kaspische zu, liegt im Lande der Tschetgen die wilde Bergfeste Beder, der letzte Zufluchtsort des furchtbaren Schamyl in seinem jahrelangen Freiheitskampfe gegen die Russen, und überall zerstreut wohnen die viel besungene Acherkessen, die nach einer gut beglaubigten Überlieferung von den berühmten Korymbanten in Afrika abstammen und einst aus Arabien nach dem Kaukasus gewandert sind, wie denn auch ihr Name vom arabischen Escher-Ischere-les, d. h. „spürlos verschollene Krieger“, abgeleitet wird. In der Landschaft des jetzigen Kriegsschauplatzes nun wohnen überwiegend die Acherkessen, die auch auf persisches und türkisches Gebiet übergreifen und im Kaukasus etwa eine Million Seelen stark sind. Sie sind hier vielfach von armenischen und kurdischen inselartigen Gruppen durchsetzt und reichen bis nahe an



Exilis heran. Anthropologisch interessant sind sie, weil sich bei ihnen die sonst meist nur bei amerikanischen Völkern geübte Sitte der künstlichen Schädelformation findet: den kleinen Kindern wird die Stirn zurückgedrückt und der Kopf so eingeschnürt, daß er im Profil aussieht, als sei er auf dem hinteren Teil des Scheitels mit einer nach hinten emporstehenden Kappe bedeckt. Auffallend ist es, daß sich der Bau einiger Sprachen dieser Kaukasusvölker nur mit dem der Indianersprachen vergleichen läßt, was früher zu manchen phantastischen gelehrten Konstruktionen Anlaß gegeben hat. Recht plastisch ist die Wortbildung dieser Gebirgssprachen; so wird der Strauß „Kamelsperling“, die Schildkröte „Lederschnecke“, der Adler „Himmelsvogel“, die Küche „Feuerherd“ genannt usw. Der Abherbeidschan-Tatar der Araratlandschaft, wie ihn einer der wenigen Kenner dieser kaum durchforschten Gegenden, A. von Erdert, schildert, ist kriegerisch, treu und als Soldat zuverlässig, aber zugleich Fanatiker; er verachtet und haßt jeden Andersgläubigen, besonders den Nichtmohammedaner. Eher deshalb aber sympathisiert er überall mit den türkischen Truppen, denen er ein unübertrefflicher Wegweiser ist. Für seinen Charakter mag eine kleine Episode bezeichnend sein, die mit v. Erderts Worten „wie so vieles im Orient und Kaukasus gleichsam aus einer andern echt menschlichen und unterfälschten Welt“ anspricht. Ein Abherbeidschmann war in einer buschreichen Schlucht überfallen und ausgeplündert worden. Er klagte bei dem sogenannten Friedensrichter in Ruha, ward aber abgewiesen, da er keinen Zeugen beibringen konnte — eine Entscheidung, die dem Mohammedaner allerdings nicht verständlich war, da dieser Allah als Zeugen für genügend hält. Der Tatar bestand auf seiner Klage und der Richter, wie Schloß, auf seinem Schein, in diesem Falle dem russischen Gesetz, das einen Zeugen der Gewalttat verlangt. Schließlich entdeckte der Abherbeidschmann, daß er doch einen Zeugen schaffen könne. Er ritt an jene viele Kilometer entfernte Stelle der Waldschlucht und fällte einen jungen Baum neben dem Platze, an dem der Raub stattgefunden hatte. Diesen Baum schleppte er vor die Wohnung des Richters und meldete diesem die geforderte Beschaffung eines Zeugen. Bei aller Anbiederung des Einfalles wurde die Wahrheitsliebe des Naturmenschen allgemein bewundert: hatte er doch einen schwierigen, viele Meilen weiten Mitt gemacht, um gerade den Baum herbeizuschleppen, der genau neben der Unglücksstätte stand, statt irgendwo einen beliebigen anderen zu fällen, was zu kontrollieren keinem eingefallen wäre — aber der Richter verstand die Sache schiefe und bestrafte den Mann wegen Erhöhung des Gerichtes. . . . Die kleine Geschichte ist charakteristisch für den Mann des Kaukasus wie für die russische Justiz, die sich gar keine Mühe gibt, den Anschauungen des Volkes gerecht zu werden. So ist es kein Wunder, daß das Regiment des „weißen Faren“ auch hier erntet, was es gesät hat und den Zusammenbruch einer Gewalttherrschaft erlebt, die alles Nationale im Kaukasus stets zu unterdrücken bemüht war.

Die „Brüderschaft“ von Sing-Sing. Über einen eigenartigen Reformversuch im amerikanischen Gefängniswesen, der in der ältesten Anstalt des Staates New York, dem bekannten Sing-Sing, unternommen worden ist, berichtet Staatsanwalt Dr. Rosenfeld im neuesten Heft der „Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft“. Die Vorgeschichte dieses Versuchs beginnt mit der Aufdeckung von Mißständen, die sich daraus ergeben hatten, daß die Oberleitung der Gefängnisarbeit, die Annahme von Aufträgen, der Ankauf von Rohmaterialien usw., nicht bei der Regierung, sondern in den Händen eines Kaufmanns lag, der neben dieser amtlichen Tätigkeit sein privates kaufmännisches Geschäft betrieb und mit Hilfe einer „Lieferungsgesellschaft“ einen schönen Verdienst erzielte, bis die Sache ans Tageslicht kam. Man setzte nun eine Kommission ein, und an ihre Spitze wurde Thomas M. Osborne berufen, ein wohlhabender Kaufmann, der zwar schon Bürgermeister von Albany gewesen war und sein soziales Interesse vielfach praktisch betätigte, vom Gefängniswesen aber keine Ahnung hatte. Als praktischer Amerikaner suchte er sich die fehlende Kenntnis schnell zu verschaffen, indem er sich im Oktober 1913 sechs Tage lang unter dem Namen Thomas Brown im Gefängnis zu Auburn einsperrten ließ und sich auch absichtlich so schlecht führte, daß er in die Strafzelle kam. Seine Ergebnisse veröffentlichte er dann in einem Buch unter seinem Sträflingsnamen, das im vorigen Jahre in New

York und London erschien. Seine Erfahrungen hatten Osborne Reformgedanken nahegelegt, die er in Sing-Sing durchführen wollte. Am 1. Dezember 1914 wurde er zum Direktor dieser Strafanstalt ernannt. Seine Hauptneuerung war, daß er die Anstaltsinsassen, meist vielfach Vorbestrafte, veranlaßte, sich zu einer „Brüderschaft von der Goldenen Regel“ zusammenzutun, die sich aus ihrer Mitte ihre nächsten Vorgesetzten wählte und diesen die Sorge für Ruhe und Ordnung übertrug. Die Ode der Sonn- und Feiertage versuchte Osborne zu verschleichen, indem er den Gefangenen an diesen Tagen gestattete, unter Leitung ihrer gewählten Aufseher und in Gegenwart nur des allernotwendigsten Aufseherpersonals auf den Höfen der Anstalt sich mit Spielen zu unterhalten. Begeht ein Gefangener in Sing-Sing einen Verstoß gegen die Hausordnung, so entscheidet ein Gerichtshof, der von den Gefangenen aus ihrer eigenen Mitte gewählt wird, über seine Bestrafung. Es sind vier „Richter“, die sich an jedem Nachmittag in der Anstaltskirche in Gegenwart einer bestimmten Anzahl von Gefangenen, die das Publikum bilden, zusammenfinden, wobei die Verwaltung der Anstalt nur durch einen Beamten vertreten ist, der die Verhandlungen überwacht und das Ergebnis dem Direktor mitteilt; in geeigneten Fällen nimmt dieser dann selbst die Entscheidung in die Hand. In den ersten Monaten ihres Bestehens hat diese Maßregel keinen Anlaß zu Unzuträglichkeiten gegeben. Es handelt sich aber doch um ein recht gewagtes Experiment, das sich nach der Meinung Dr. Rosenfelds auf die Dauer vermutlich ebenso wenig bewähren wird wie das „Gefängnis ohne Mauern“, das von den Amerikanern zuerst so laut gepriesen wurde und auch gute Erfolge hatte, während man neuerdings von zahlreichen Entweichungen hört.

Die Atemluft in den Unterseebooten. Es ist erklärlich, daß in den engen Unterseebooten, wenn sie längere Zeit unter Wasser gefahren sind, die den Mannschaften zur Verfügung stehende Atemluft verbraucht und dafür die Atmosphäre mit der ausgeatmeten Kohlenensäure gesättigt ist. Da eine Zuführung frischer Luft von außen und eine Abführung der Kohlenensäure nach außen aber unter Wasser völlig unmöglich ist, würden unsere tapferen Matrosen in Erstickenster Gefahr geraten, wenn es nicht gekäme, die Sauerstoffzufuhr und die Kohlenensäureabgabe zu regeln. Das Ideal wäre erreicht, wenn es ein Mittel gäbe, das beiden Zwecken zugleich diene. Ein solches glaubte man schon lange, bevor es Unterseeboote gab, in einem chemischen Stoff, dem Natriumperoxyd, gefunden zu haben. Dieses gibt, mit Kohlenensäure zusammengebracht, Sauerstoff ab, indem es die Kohlenensäure verzehrt. Auf diese Weise könnte also ein mit Kohlenensäure beschützter Atemraum in einen sauerstoffreichen atmosphärisch umgewandelt werden. Aber der Entdecker dieser Eigenschaft des Natriumperoxyds, Professor Dr. Georg Knauer, konnte, wie er in der „Umschau“ ausführt, alsbald feststellen, daß sich in der Praxis diesem Vorgang Schwierigkeiten entgegenstellten, da die ausgeatmete Kohlenensäure nicht ausreicht, das Natriumperoxyd zur Erzeugung von Sauerstoff zu veranlassen. Um daher den Unterseebooten den für die Atmung nötigen Sauerstoff zuzuführen, bedient man sich des in Bomben gefüllten komprimierten Sauerstoffes, von denen man nach Bedürfnis entnimmt. Um die Atemluft aber hygienisch zu gestalten, ist noch die Kohlenensäure zu beseitigen. Diese muß durch ein chemisches Mittel absorbiert werden. Dazu dient das Äthnatron. Es wird im Unterseeboot in verteiltem Zustand in Patronen untergebracht, über die die verbrauchte Atemluft durch Ventilatoren gezogen wird. Dabei absorbiert das Äthnatron die Kohlenensäure und wandelt sich in kohlenstoffsaures Natrium oder Soda um. Auf diese Weise wird die Atmosphäre innerhalb der Unterseeboote dauernd rein gehalten.

Ein verhängnisvoller Druckfehler. Daß in diesen Zeiten politischer Wirren sogar der Druckfehlerteufel für und wider Stellung nimmt, beweist die folgende Berichtigung im „Journal“: „Ein unangenehmer Druckfehler hat sich in den letzten Artikel unseres Berichterstatters vom italienischen Kriegsschauplatz eingeschlichen. Darin hieß es: Auf seiner Reise längs der Front konnte Salandra vom Wagen des Königs aus die gebräunten Infanteristen im Kampfe sehen, die am Tragen der weißroten, weiß-grünen und blau-schwarzen Abzeichen der Briganten von Neapel, Salerno, Apulien und Palermo trugen. Es sollte natürlich nicht Briganten, sondern Brigaden heißen.“ O weh!